Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 9

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Adler und weisses Kreuz

Zu Reto Hännys Polenbuch — aus schweizerischer und aus polnischer Sicht

1.

Einem Schüler oder Studenten der deutschen Sprache würde ich nicht raten, diesen Text als Muster zu betrachten. Zwar wirkt er, besonders wenn der Autor selbst ihn liest, wie ein daherbrausender Sprachfluss, ein Geschiebe aus verschiedenen Sprachschichten, Zitaten, direkter und indirekter Rede in Caféhausgesprächen und Diskussionen im Hörsaal oder auf der Strasse, geographischen und historischen Exkursen, in Sprache nachvollzogenen Erfahrungen mit Musik bis hin zu Spott und Schmäh über das, was Hännys polnische Gesprächspartner an der Schweiz bewundern, aber auch über ein von *Kohl* regiertes vereintes Deutschland oder über die Fussballweltmeisterschaften in Italien und ihre Begleiterscheinungen. Meist wird treffsicher polemisiert, zum Beispiel gegen das Schweizer Fernsehen oder gegen Zeitungen, die in Zürich erscheinen. Aber syntaktisch ist die Verwirrung vollkommen, sozusagen ein einziger, fortgesetzter Sündenfall, mit hoffnungslos nachklappenden Prädikaten, mit Einschüben, die sich wichtiger machen als die Aussage, in die sie sich hineinzwängen. Ob Schachtelsatz oder Kettensatz, Hypotaxe oder Parataxe, Redundanz und Aberranz, — es ist keine Ordnung in diesen ausufernden Sätzen, sondern Unordnung sozusagen als Prinzip. Nein, ein Vorbild für Fortgeschrittene möchte ich diesen Text nicht nennen. Verwirrend ist nur, dass das Prinzip Verwirrung sich siegreich behauptet, dass man — einmal darauf eingestellt — als Leser rasch einen Lernprozess durchläuft und bald einmal süchtig ist, in diesen reissenden Sprachstrudel einzutauchen. Man ertappt sich dabei, vorwärts zu eilen, vorzugreifen und sich dann nach rückwärts wieder abzusichern. Hier gilt nicht einfach die Kenntnisnahme eines Textes schön den Zeilen nach, hier fühlt man sich als Leser nur richtig wohl, wenn man selber zu paddeln und zu plantschen beginnt und sich tummelt in gischtenden Sprachkatarakten.

Nicht immer freilich, scheint mir, ist diese Lust ganz ungetrübt. Die waghalsige Syntax oder also das, was wie Syntax aussieht, hat nicht immer die mitreissende Kraft, die in den besten und schönsten Partien des Buches zu bewundern ist. Wo Reto Hänny die Préludes in es- und b-Moll von Chopin in Sprache paraphrasiert, wo er das Schlachtenbild beschreibt, das Jan III. Sobieskis Kampf gegen die Türken am Kahlenberg darstellt, aber auch, wenn er die Passion des Priesters Popieluszko erzählt oder den Verzweiflungskampf der Juden im Warschauer Ghetto, erreicht seine Prosa die Qualität des Einzigartigen und Originären. Wie da ein Ganzes in Einzelheiten aufgefächert wird und dennoch ein Ganzes bleibt, ist faszinierend. Es gibt andere Stellen, an denen nur die

Methode praktiziert wird, aber die Wirkung ausbleibt. Sich an diesen Stellen in den Strudel zu stürzen, hat arge Prellungen zur Folge.

Hänny unter die Schriftsteller einzureihen, die mit Sprache experimentieren, ist berechtigt. Er tut es manchmal auf Kosten dessen, was über eine Sache behaftbar zu sagen wäre. Aber wer experimentiert, muss sich ins Unvermessene wagen, jenseits des Geltungsbereichs von Regeln und Behaftbarkeiten. Nicht erst in diesem Buch erweist sich das neue Land, das Reto Hänny auskundschaftet, als fruchtbar.

2.

Ein Roman ist es nicht, auch kein Tagebuch. Vermutlich halten sich Bericht und Fiktion die Waage. Im Herbst 1989 fuhr Reto Hänny zu einer Lesereise nach Polen, organisiert von der Pro Helvetia und zusätzlich durch einen Auftrag der Zeitschrift *«du»* unterstützt. Aber wer einen Reisebericht und eine Wiedergabe der Gespräche mit Professoren, Studenten und Schriftstellern erwartet, die Hänny geführt hat, wird sich wundern. Der Inhalt oder also das, was der Text vermittelt, entspricht seiner äusseren Form. Es sind *«Verwirrungen eines Mitteleuropäers in Mitteleuropa»,* was Hänny nach Hause gebracht hat. Der Haupttitel des Buches umschreibt noch deutlicher und zugleich zurückhaltender, was vorliegt: *«Am Boden des Kopfes»* ist eine von drei Gedichtzeilen von *Zbigniew Herbert*[1]. Sie lauten: *«Am boden des kopfes/gesprächsfetzen/abfälle eines gedichts»;* man könnte nicht besser charakterisieren, wie hier in zehn Kapiteln verwirrende Eindrücke, Diskussionsfragmente, Ausschnitte aus Polens Geschichte und Gegenwart und Polemiken gegen Zürich/Chrysopolis und die Schweiz ineinandergreifen. Der Autor auf Lesereise vergleicht, was er erlebt und aufnimmt, mit Erfahrungen, die er in der Schweiz gemacht hat, denkt in Warschau an Zürich und hält in Gedanken und Gesprächen die helvetischen Verhältnisse, wie er sie sieht, gegen die polnischen Realitäten. Mit einigem Befremden stellt er fest, dass man sich in Polen nach Kapitalismus und Marktwirtschaft sehnt, und fühlt sich verpflichtet, ein paar nicht zu leugnende Begleiterscheinungen dieser Systeme möglichst drastisch zu schildern. Er ist voreingenommen, er hat etwas gegen das Land, aus dem er kommt, und er bemüht sich redlich, seine polnischen Freunde vor übertriebenen Vorstellungen zu warnen. Für ihn, der ein Skeptiker ist, stellt sich die Situation doppelt verwirrend dar. Zuhause bereitet man sich darauf vor, 700 Jahre Eidgenossenschaft zu feiern, wofür er weniger Verständnis aufbringt als die Polen. Seine Abneigung gegen das verordnete Jubeljahr und gegen die *«Festballerei»,* die dabei zu erwarten sein wird, kann man verstehen. Seine Skepsis und sein Widerstand richten sich jedoch auch gegen das *«selbstzerfleischende Gezänk»* unter seinen Kollegen, von denen einige zum *«Kulturboykott»* aufgerufen haben. Er geisselt, woran er nur schon sprachlich Anstoss nimmt: Begriffe wie *«Kulturboykott»* und *«Kulturschaffende»* stammen aus dem *«Wörterbuch des Unmenschen».* Er dürfte unter den Schriftstellern seiner und der noch jüngeren Generation der einzige sein, der diese verdienstvolle Anprangerung von Sprachschäden kennt, die zuerst als Artikelfolge in der Zeitschrift *«Die Wandlung»* unmittelbar nach dem Krieg erschien und deren Autoren *Dolf Sternberger, Gerhard Storz* und

W. E. Süskind heissen. Die Artikel wurden später in Buchform herausgegeben. Dass ein Unwort wie *«Kulturschaffende»* neuerdings wieder, und erst noch von Leuten, deren Ausdrucksmittel die Sprache ist, gedankenlos gebraucht wird, disqualifiziert den Boykottaufruf zusätzlich. Ich bin Hänny dankbar, dass er das feststellt und sich gegen angemasste *«inquisitorische Gewissensprüfungen»* in dieser Sache zur Wehr setzt. Vereinnahmen lässt er sich nicht, von den Jubelfeiern so wenig wie von ihren Boykotteuren.

3.

Der Exkurs über die 700-Jahr-Feier, den Kulturboykott und die *«ordentlich bekleckerte»* Weste der *«Musterdemokratie CH»* folgt unmittelbar auf ein Gespräch mit Janusz, der soeben dem Schriftsteller aus der Schweiz die historische Bedeutung des 3. Mai 1791 für Polen erklären wollte. Janusz ist — neben dem Autor selbst — die Hauptfigur, der ständige Begleiter, vielleicht eine erfundene Gestalt, für die mehrere Partner Modell gestanden haben könnten, daher auch wenig profiliert. Er ist ein enger Bekannter von Professor K., der bei der Organisation der Lesereise eine wichtige Rolle gespielt hat. Man erfährt von Janusz ferner, dass er früher in einem Untergrundverlag gearbeitet hat und gegenwärtig ein Buch mit dem Titel *«Gespräche mit mitteleuropäischen Intellektuellen»* vorbereitet. Schweizer sind darunter nicht zu finden.

Was erfährt der Leser aus Reto Hännys *«Verwirrungen»* über Polen? Immer schon von der Geschichte gebeutelt, machtgierigen Grossmächten nicht wehrlos, aber oft ohne Chancen ausgesetzt, ist das Land ein Schauplatz einschneidender Veränderungen. Seine Literatur, in Hännys Bericht so gegenwärtig wie die Erfahrungen und Beobachtungen, die der Autor auf seiner Lesereise macht, verstärkt und orchestriert eine Befindlichkeit des Übergangs und der Bewegung. *Bruno Schulz, Stanislaw Ignacy Witkiewicz, Kazimier Brandys, Zbigniew Herbert,* um nur diese zu nennen, sind für ihn Vertreter einer Literatur, die es dem Menschen möglich macht, die Zusammenbrüche und die Katastrophen zu bestehen. Janusz ist es, der sich einmal recht abfällig über *«West-Literatur»* äussert: *«Gestricktes, zwischen Buchdeckel geklemmte Beziehungskisten.»* Der Besucher aus der Schweiz notiert Einverständnis, und da, wo Janusz Schriftsteller verhöhnt, *«die in ihrer Einfalt nichts zu sagen haben»* und sich aus Prinzip *«mit der Schlachtung heiliger Kühe»* brüsten, überlegt er, wer damit gemeint sein könnte.

Er erfährt Polen als Gegenbild zur Schweiz. *«Von viel Beweglichkeit»,* stellt er in einem seiner Gespräche mit Janusz fest, ist in helvetischen Landen, *«der besten aller Welten, wenig zu spüren.»* In Polen aber ist alles in Bewegung. Der Autor und Janusz entwerfen ein Joint Venture zwischen den beiden Ländern, die beide an ihrer Geschichte kranken: Polen, weil es daran übergenug hat, die Eidgenossenschaft, weil die Geschichte *«an ihr vorbeidriftet.»* Spielerisch, ein «Stammtischgespräch» unter Intellektuellen, stellen Janusz und der Autor fest, dass es schon *«nationalflaggenmässig»* keine Probleme geben dürfte: Rot und Weiss sind die gemeinsamen Farben, und dem Adler könnte man mühelos das Kreuz unterlegen.

Satire und Ironie, Hommage an die Märtyrer in Polens Geschichte bis hin zu den Opfern des kommunistischen

Regimes und seines Terrors, Polemik und Selbstkritik, ein Feuerwerk von *«Gedankenquerschlägen»,* viel Bewunderung für das Gastland und viel Tadel an einer Schweiz, die nur gerade 1848 *«das europäische Wunder einer Confédération»* Wirklichkeit werden liess, die alsbald in *«bürokratischem Perfektionismus und geistigem Dilettantismus»* zu einem *«verfilzten Duckmäuserort»* verkam: in direkter und indirekter Rede wird hier vieles behauptet und wieder in Frage gestellt, und verfehlt wäre es, dem virtuos absolvierten Pensum dieses Reiseberichts, der zwischen Reportage und Fiktion die Mitte hält, um einiger Fragwürdigkeiten willen, auf die ich zurückkommen muss, nicht die Anerkennung zu zollen, die ihm gebührt. Im Herbst 1989 ist für Europa und vermutlich für die Weltgemeinschaft Entscheidendes in Gang gekommend. Polen ist dafür ein Beispiel, ein Symbol vielleicht. Das letzte Kapitel des Buches *«Am Boden des Kopfes»* spielt in Berlin in den Tagen, da die Mauer fiel.

4.

Reto Hänny ist seit den Vorgängen, die er in *«Zürich, Anfang September»* festgehalten hat, vor allem aber seit seinen gescheiterten Versuchen, sich vor Gericht Recht und Genugtuung zu verschaffen, empfindlich verletzt. Mehr noch als die Festnahme und Misshandlung während der Zürcher Jugendunruhen haben ihn die Begründungen aufgebracht, mit denen er von mehreren Instanzen in seinem Kampf um Satisfaktion kostenpflichtig abgewiesen worden ist. Wenn er darauf zu sprechen kommt, und er kommt davon nicht los, spürt man, dass da einer wie Kohlhaas Gerechtigkeit einfordert. Die Sache verfolgt ihn so sehr, dass ihm unterläuft, die Entführung und Ermordnung des Priesters Popieluszko durch Geheimpolizisten in Parallele zu den Zürcher Krawallen von 1980 und der Rolle der Polizei zu stellen. Zwar weist er selbst auf die groteske Unverhältnismässigkeit dieses Vergleichs hin, meint aber, Methoden und Mechanik des «Terrors» seien hier wie dort die gleichen. Blinder Gehorsam mache Menchen hier wie dort zu Maschinen und degradiere sie zu Apparaten. Der Vergleich ist nicht nur darum peinlich, weil zwischen dem Mordopfer Popieluszko und den vorübergehend inhaftierten und maltraitierten Demonstranten und Beobachtern der Zürcher Unruhen keine Parallelität herzustellen ist. Auch die Parallelsetzung der beamteten Täter ist eine absurde Ungeheuerlichkeit, weil sie vorauszusetzen scheint, Entführung und Ermordung eines Menschen auf Befehl eines übergeschnappten Kommandanten seien den Zürcher Polizisten zuzutrauen. Das kann er mit diesem Ausfall im Ernst nicht meinen; aber seine Wut ist echt, sein Gerechtigkeitsgefühl tief verletzt, und da ihm vor Gericht nicht Genugtuung widerfahren ist, muss er sich schreibend Luft machen.

Zürich, das in Hännys Buch meist als *«Chrysopolis»* erscheint, in Anlehnung an den Roman *«Dissipatio Humani Generis»* von *Guido Morselli,* die Stadt der Banken und Juweliere also, die Stadt des Goldes, hat in diesem sensiblen Sprachvirtuosen und Schriftsteller, der zu den besten des Landes zu zählen ist, einen unversöhnlichen Feind, zumindest was seine Polizei und seine Gerichte betrifft. Bedenkt man die Ursachen, versteht man manchen der Ausfälle gegen die Schweiz, Verwünschungen, die an Thomas Bernhards Sprachsalven gegen Österreich erinnern.

Mit all dem ist jedoch nicht gesagt, dass ausgerechnet dieser skeptische, selbstkritische und belesene Autor auch noch ins Klischee der Schweiz-Kritik verfallen müsste, die unsere Deutschschweizer Gegenwartsliteratur so monoton macht. Seine polnischen Gesprächspartner lassen mehr als einmal erkennen, dass sie den merkwürdigen Masochismus der Schweizer Intellektuellen nicht zu begreifen vermögen. Selbst wenn sie eine idealisierte Vorstellung von der Schweiz haben sollten, wäre sie vermutlich nicht weiter von der Wirklichkeit entfernt als das, was Hänny zum Beispiel über die Qualitäten unserer Parlamentarier und unserer Bundesräte anzumerken beliebt. Geldwäscherei, Scheindemokratie, von Frisch übernommen die These, die Schweizer Armee sei die Armee der Wirtschaft, ein Instrument zur Verhinderung von Rebellion gegen die «Macht-Inhaber»: Schlagworte dieser Währung verstimmen schon darum, weil sie so unkritisch, so ohne die sonst so wache Skepsis dieses Autors übernommen sind. Wer die Deutschschweizer Nachkriegsliteratur von den fünfziger Jahren bis auf unsere Tage kennt, der kennt auch die Monotonie dieser Litanei. Es ist schade, in Hännys leidenschaftlich bewegtem, von den Ereignissen und Veränderungen des Herbstes 1989 geprägten Bericht über seine Gespräche und Erfahrungen, seine Reflexionen über die Schweiz und Europa auf Spuren dieses Geredes zu stossen, das einer Art von Sprachregelung folgt.

Nach Frischs und Dürrenmatts Tod kam die Klage auf, die Schweizer Literatur sei wieder provinziell geworden. Was für ein Unsinn, nur schon angesichts dieses neuen Buches von Reto Hänny, das von einer hellwachen Zeitgenossenschaft, von Erfahrungshunger und grenzüberschreitender Bereitschaft zur Teilnahme an den Diskursen der Gegenwart zeugt. Nur hat leider ein Virus, der die Schweizer Gegenwartsliteratur seit Jahrzehnten heimsucht, auch da schon seine Schäden angerichtet.

Anton Krättli

[1] Reto Hänny, Am Boden des Kopfes. Verwirrungen eines Mitteleuropäers in Mitteleuropa. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991.

Begrenzter Erfahrungshorizont

Das Buch *«Am Boden des Kopfes»* von Reto Hänny ist vor kurzem erschienen. Vor allem bei einem polnischen Leser drängt sich der Vergleich mit *Alfred Döblins* Polenbuch aus dem Jahre 1925 auf: beide Texte sind dem Typus einer literarisierten Reiseliteratur zuzurechnen. Verschieden war wohl der äussere Anlass, warum gerade Polen zum Reiseziel wurde, gemeinsam jedoch ist das Interesse beider Autoren an den gesellschaftlichen und politischen Ereignissen und Veränderungen in diesem Lande, damals wie heute. Alfred Döblin hatte Polen im Jahre 1924 bereist. Neue Erfahrungen und Eindrücke, Begegnungen mit Menschen in einem Lande, das erst kürzlich wieder — nach über 100 Jahren — seine Souveränität erlangte, das alles wird

nicht nur mit Verständnis und Sympathie in seiner *«Reise in Polen»* beschrieben, es gibt auch Anlass zur allgemeinen politischen Reflexionen über ein neues Verhältnis von Mensch und Staat, über neue, gerechtere Formen des Zusammenlebens von Menschen und Völkern. Neben der Einsicht: *«Aber wie schwierig hat es gerade Polen; ich will an heute denken. Es ist ein Jahrhundert unterjocht gewesen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit hat es erhalten... Polen muss, um stabil zu werden, zu klugen und modernen Lösungen kommen»,* steht Döblins Überzeugung von der Notwendigkeit einer Auflösung der Institution Staat, dort, wo dieser als Verwalter von Macht und Autorität auftritt: *«Der Staatsbegriff von heute ist zu erweichen. Zu banalisieren... Die Menschen sind Personen geworden, die Völker zur Selbstbestimmung aufgerufen, das alte Ungetüm, der Staat, kann nicht fortleben».* Eine geschichtliche Situation scheint sich zu wiederholen: Polen im Jahre 1989, ein seit 10 Jahren krisengeschütteltes Land, ein Land der wirtschaftlichen Misere und sozialen Spannungen, wo die Menschen wieder einmal lernen müssen, die Werte, auf die man sich berufen hat, zu respektieren, die Freiheit von etwas auch als Freiheit zu etwas zu begreifen, als Möglichkeit einer Mitgestaltung der gesellschaftlichen Realität, die auch die Bürde der Verantwortung nicht scheut. Die Schwierigkeiten Polens sind nicht geringer geworden, auch nicht die Schwierigkeiten eines Schweizer Schriftstellers, den eine Vortragsreise im Oktober 1989 an die Universitäten von Krakau, Warschau, Toruń und Lublin führt. Wie Döblins *«Reise nach Polen»,* so kann auch Hännys Buch als ein politisches gewertet werden: der Widerstand gegen das Ordnungsdenken der Zeit verbindet sich mit den Bemühungen, ein Chaos, das von anderer Qualität ist, zu begreifen, und die Begegnung eines Mitteleuropäers mit anderen mitteleuropäischen Zuständen verrät die Unsicherheit eines Menschen, der gewohnt ist, seine Probleme im rationalisierten sozialen Umfeld zu formulieren und zu lösen. Ungewöhnliche Wertbeziehungen, sowie andere Motive des sozialen Handelns steigern die Unsicherheit bis zur Verwirrung, wobei der Autor durchaus Klischees und stereotype Vorstellungen vermeidet. Das Buch ist mit Fleiss und Methode entstanden; die Fülle von geschichtlichen Daten über Polen — bis hin zum Zeitgeschen — ist erstaunlich, die Literaturkenntnisse beachtlich. Dies ist die eine Seite des Polenbildes, das vermittelt wird: ein intellektuelles Polen, gewachsen im Verlauf einer oft tragischen Geschichte. Signifikante Namen und Begriffe tauchen auf, die zum festen Repertoire der polnischen Identität und Selbstbesinnung gehören: B. Schulz, F. Chopin, St. Wyspiański, T. Kościuszko, J. Piłsudski, L. Wałęsa, die Verfassung vom 3. Mai 1791. Indessen geht es hier nicht um ein Ausdeuten von sozialen und geschichtlichen Fakten; vielmehr scheinen es Orientierungspunkte zu sein, die Hilarotragödia der Gegenwart aufzuzeigen, die zweite Seite des Polenbildes. Damit verdeutlicht sich der Verzicht auf eine soziologische Fragestellung zugunsten eines persiflierenden Stils. Die abenteuerliche Bahnfahrt nach Toruń, die turbulenten Ereignisse im Restaurant und auch die Atmosphäre während eines privaten Abendessens gehören zwar mit ihrer bildlichen Substanz zu den reizvollen Partien des Textes, werden aber kaum in der Lage sein, die betroffenen Personen zu erheitern.

Vielleicht ist es gerade das unmittelbare Betroffensein durch die empirische Wirklichkeit, das dem Erzähler kaum Zeit zur Reflexion gibt, ihn aber zwingt, sich auch als Gourmet zu erkennen zu geben. Natürlich gehören die Bemerkungen über «Himbeeren in Essig» und den Eigenbrand, eine braunschwarze, menstruationsbluttrübe Flüssigkeit», und die Währungsvergleiche nicht zu den wichtigsten Textstellen. Die bedrückende Symbiose von Geschichte und Alltag wird vor allem intellektuell erlebt, während der Spaziergänge in einer devastierten Stadtlandschaft und während der Geschichtsdebatten und intensiven Diskussionen über wirtschaftliche Misere und politische Ereignisse. Neben A. Döblin und K. Brandys, den zwei wichtigsten Baedekern, macht sich im Text immer wieder die Präsenz von Begleitern und Gesprächspartnern bemerkbar, die dem Autor bei seinen Interpretationsschwierigkeiten hilfreich zur Seite stehen und die auch von ihm namentlich und innig bedankt werden. Dabei kann auch der polnische Leser mit einigen Überraschungen rechnen, z.B. jener Stelle, wo er über das ehemalige Gewerbe von Mrs. J.-P. aufgeklärt wird: Aha! Immerhin merkt man die Bemühungen des Autors, die politischen Strukturen zu entwirren, um diese gleichzeitig zu desavouieren. Persiflage und ein imponierendes literarisches Bezugssystem, ein ebenso gekonntes wie gewagtes Spiel mit Assoziationsmöglichkeiten können indessen nicht über einen begrenzten Erfahrungshorizont hinwegtäuschen, auch wenn dabei das antimilitärische, antiklerikale und antiautoritäre Potential durchaus zur Geltung kommt. Abgesehen von stickigen Lokalen und überfüllten Zügen spürt man kaum die Nähe von Menschen, und die Impressionen bleiben merkwürdig steril. Vielleicht deshalb, weil es normale Menschen und normale Verhältnisse nicht mehr gibt, weder hier noch woanders. Das wäre die Hypothese G. Manganellis von der absteigenden Natur des Menschen und entspricht auch der Hinwendung zur Literatur, wie sie im Motto des Buches formuliert wurde: *«In Wirklichkeit macht allein die Literatur es uns möglich, in unserer Welt zu leben»* (G. Manganelli).

Das Wissen über Polen, das der Leser bei der Lektüre des Buches gewinnt, ist gleichzeitig ein Einblick in die Befindlichkeit des Schriftstellers und den Ehrgeiz der Literatur.

Marian Holona

Weil es Tell gegeben hat, muss man ihn erfinden

Zu François Bergiers grosser Tell-Monographie

Seit seinen Anfängen ist Tell ein multinationaler Mythos. Dass dem schweizerischen Nationalhelden internationale Verflechtungen nachgewiesen werden können, dass er als nordischer Sagenheld innerschweizerische Äpfel ins Visier nahm und dass sein später literarischer Stiefvater Schiller gar die Schweiz nie betreten hat, dies alles hat in der Schweiz immer wieder irritiert. Bei der Gelegenheit von Jubiläumsfeiern steigt denn auch der Pulsschlag

in der Diskussion um den «wahren» Kern des Tell-Mythos periodisch an; zum Ritual der Jubelfeiern gehört es dann, diesen «wahren» Kern, den man schliesslich doch als nationalen versteht, freizulegen und ihn gegen allzu kritische Historiker zu verteidigen. Periodisch scheint der Retter des Vaterlandes vaterländische Rettung zu benötigen.

Jean-François Bergier, dessen schon 1988 in französischer Sprache erschienene grosse Tell-Monographie[1] nun rechtzeitig zum 700-Jahr-Jubiläum in deutscher Übersetzung unter dem Titel *«Wilhelm Tell. Realität und Mythos»* erschienen ist[2], verspricht zwar auch, einen historischen Kern des Mythos freizulegen. Aber er sucht diesen Kern nicht in der Figur Tells selbst, sondern in dessen historischem Kontext. Der Hauptteil des Buches, nach einem ersten Teil über die Legende Tell und vor einem kurzen Schlussteil über deren Wirkungsgeschichte bis heute, ist eine eigentliche Strukturgeschichte der frühen Eidgenossenschaft. In welchem geographischen, historischen, sozialen und kulturellen Raum hat man sich die Tell-Figur zu denken? — Diese Frage beantwortet Bergier mit einem souveränen Gang durch die *«histoire de longue durée»* des Alpenraums, die auch Erkenntnisse der Archäologie, der historischen Demographie und der Klimageschichte einbezieht. Erst allmählich fokalisiert Bergier seine synthetisierende Darstellung auf die Innerschweiz. Deren Talgenossenschaften erscheinen, eingebettet in diese grossen Zusammenhänge, nur als ein Beispiel unter vielen, begründet insbesondere in den wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Viehzucht und des neuen Alpentransits. In dieser Beleuchtung verliert die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft ihren Ausnahmecharakter, ihre mythische Gloriole, und gewinnt dafür an historischer Logik. So wird beispielsweise der Uristier, vielfach gedeutet als schnaubendes, männliches Symbol eidgenössischen Widerstandswillens, als Markenzeichen einer damals neuen, erfolgversprechenden Wirtschaftsform lesbar gemacht. Oder die sprunghafte Erweiterung der Alten Eidgenossenschaft um die Mitte des 14. Jahrhunderts erscheint, wenn man sie mit Bergier im Kontext der Pestzüge sieht, mehr als eine Angstreaktion denn als offensive Zusammenfassung aller Kräfte gegen Habsburg. An solchen Schnittstellen von Struktur- und Ereignisgeschichte wird auch deutlich, dass die gesellschaftlichen Eliten der Urkantone und nicht das legendäre *«Volk der Hirten»* den Gang der Geschichte bestimmen. Bergiers Darstellung ist in diesem Hauptteil ein verlässlicher Führer durch die zerklüfteten, komplexen Strukturen der alten Eidgenossenschaft, gerade für ein französisches oder nun — in der deutschen Übersetzung — für ein weiteres deutschsprachiges Publikum. Dass der Titel *«Wilhelm Tell»* in gewissem Sinn irreführt, weil der grosse Hauptteil des Buches diese Strukturgeschichte darstellt, ist gerade die versteckte Pointe des Buches: Der Kern der Legende ist nicht in der Figur, sondern in deren Kontext zu suchen. «Tell» ist dabei bloss der Name für eine bestimmte strukturelle Stelle in diesem Kontext, für den Widerstand gegen eine Herrschaft, die dem gestiegenen Selbstvertrauen der Innerschweizer am Ende des 13. Jahrhunderts nicht mehr entspricht.

Nun versucht Bergier jedoch, diese strukturelle Stelle mit der Tell-Figur, wie wir sie aus der Überlieferung des 15./16. Jahrhunderts kennen, zu beset-

zen — und hier läuft er Gefahr, dann doch einen «realen» Kern dieser Figur ausfindig machen zu müssen. Der Kristallisationspunkt der Strukturgeschichte erhält eine *«Biographie»*. Anders als im Falle Winkelrieds, den er in einer blossen Klammerbemerkung als *«frei erfunden»* abqualifiziert, hält Bergier insbesondere im ersten, der Legende gewidmeten Teil an der *«Wirklichkeitsnähe»* der Tell-Geschichte fest. Da sich die Historizität der Tell-Figur bekanntlich nicht mit schriftlichen Quellen belegen lässt, schliesst Bergier aus der *«Glaubhaftigkeit»* der mündlichen Überlieferung auf die *«Echtheit»* des Materials. Dabei ist sich Bergier natürlich bewusst, dass wir auch diese mündliche Überlieferung nur in ihrer verschriftlichten Form, beispielhaft in der von Bergier bewunderten Version von Aegidius Tschudi kennen, deren Glaubwürdigkeit Bergier in vielen Punkten dann doch wieder relativieren muss. Aus dem letztlich literarisch-ästhetischen Kriterium der «Stimmigkeit» einer Erzählung lassen sich aber keine Rückschlüsse auf die Authentizität von deren Material ziehen, sonst müsste ja Schillers Schauspiel ein höchst «wirklichkeitsnahes» Stück sein. Genau Schiller aber wirft Bergier vor, er habe die *«ursprüngliche Erzählung» «verschüttet»*, sein Erfolg habe die *«Debatte verfälscht»*. Hier, wo er eine spätere Mythisierung gegen einen Ursprung ausspielt, gerät Bergier in alte Aporien der Diskussion um die Echtheit der Tell-Legende, die er in seinem strukturgeschichtlichen Hauptteil souverän umgeht.

Mit der Berufung auf eine *«ursprüngliche Erzählung»* begibt sich Bergier auch in Widerspruch zum relativ kurzen dritten Teil des Buches. Dieser ist der Wirkungsgeschichte des Mythos gewidmet. Bergier geht hier — entschiedener als im ersten Teil — davon aus, dass die Ursprungslegende eine Konstruktion ex post ist, ein Produkt der Wachstumskrise der Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert, in der insbesondere die Bergkantone sich um eine Aufwertung ihrer Position in dem von den Städten dominierten Bündnis bemühen. Mit dieser These argumentiert Bergier im Einklang mit jener jungen Historikergeneration, der er in einem Seitenhieb vorwirft, sie reproduziere in ihrem Festhalten an schriftlichen Quellen den blinden Positivismus des 19. Jahrhunderts. Dabei anerkennt gerade die neuste Publikation zum Thema, die Jubiläumsschrift *«Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft»*, dass die mündliche Tradition jene Quelle bildet, aus der das 15./16. Jahrhundert ihr integratives und wirkungsmächtiges Bild der Gründung der Eidgenossenschaft formuliert hat[3]. Die Tell-Figur ist also ein Kind der frühen Neuzeit. Aber was geht schliesslich dem helvetischen Selbstbewusstsein verloren, wenn es akzeptiert, dass Tell nicht unbedingt im gleichen Jahrhundert Geburtstag hat wie die Eidgenossenschaft?

Gegen das Postulat der «Realität» des Tell-Mythos spricht auch Bergiers eigene Dastellungsweise. Jede Geschichte wird von einer Gegenwart aus konstruiert, und dazu muss sie «erzählt» werden, sei es in einem mehr literarischen oder einem mehr wissenschaftlichen Diskurs, sei es als Schrift oder als Bild. Für dieses ebenso simple wie folgenreiche Axiom der Historie liefern die Historiker des 15./16. Jahrhunderts mit ihrer Konstruktion der Gründungsgeschichte die beste Illustration. Auch Bergier selbst folgt diesem Axiom, wenn er seinerseits von der

Aktualität des Tell-Mythos ausgeht, Anspielungen auf unsere Gegenwart einfliessen lässt und seine Monographie gar — im Jahr 1988 noch mit einem anderen Akzent als heute — *«den Völkern Polens und Afghanistans»* widmet. Und auch die erzählerische Qualität des grossen Essays verbindet Bergier mit den Historikern der frühen Neuzeit, auch wenn hier die Struktur- und nicht die Ereignisgeschichte im Zentrum der narrativen Integration steht. Dabei schreckt Bergier nicht davor zurück, gelegentlich sogar die Berge oder den Vierwaldstättersee zum Subjekt, zum *«Helden»* der Geschichte zu machen — hier streift der Diskurs über den Mythos die Mystifizierung. Bergiers Buch reiht sich damit selbst, bewusst und zu Recht, in die Reihe der von ihm dargestellten Geschichtsbilder ein. Darum leuchtet es nicht unbedingt ein, weshalb er im ersten Teil doch noch nach einem «wahren» Kern der Tell-Figur sucht, weshalb er seinen *«Tell»* im Untertitel unter den alten Dualismus von *«Realität und Mythos»* stellt.

Dieser Einwand betrifft allerdings vor allem die deutsche Übersetzung des Buches. Nur sie trägt diesen Untertitel, der in das weiche Übergangsgelände von Historie und Fiktion zwei grobe Begriffsklötze hineintreibt. Die ganze Übersetzung hat diese Tendenz: Aus dem flüssigen, eleganten und — für deutschsprachige Augen — gelegentlich wenig randscharfen französischen Essay wird harte, manchmal etwas hölzerne deutsche Begrifflichkeit. In der deutschen Übersetzung tritt die Differenz nicht nur zwischen den beiden Sprachen, sondern vor allem zwischen zwei unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursen zutage. Offensichtliche Übersetzungsfehler — *«haut Moyen Age»* wird mehrfach als *«Hochmittelalter»* wiedergegeben, bezeichnet aber die vorkarolingische Epoche des Frühmittelalters — und sprachliche Ausrutscher — das allzu belastete *«Volksempfinden»* als Übersetzung von *«sentiment populaire»* — sind dafür nur die Symptome. Wesentlicher für das Verständnis des Textes sind all jene Formulierungen, mit denen Bergier den heiklen, aber zentralen Übergangsbereich zwischen Realität und Mythos, zwischen Historie und Fiktion erkundet — und hier setzt die Übersetzung einige irreführende Akzente, nicht nur im polarisierenden Untertitel. So müsste man *«histoire orale»* als *«mündliche»* und nicht als *«erzählte»* (sogar noch kursiv gesetzt) Geschichte wiedergeben, wenn man eine Verwechslung zwischen der mündlichen Tradition und deren narrativer Gestaltung vermeiden möchte. Jene Quellen, welche die mündliche Überlieferung festhalten, sind nach Bergier *«composées»;* diese offene Formulierung bringt die Übersetzung auf den geschlossenen, ausserdem ebenfalls kursiv herausgehobenen Begriff: *«es sind Werke»;* ein Begriff mit einem Anspruch, denn der Essay argumentativ nicht tragen kann. Auch kleinste Änderungen sind hier von nicht geringer Tragweite: Aus dem Titel des ersten Teils *«Les libertés de la légende»* wird *«Die Freiheit der Legende»,* im Singular — und schon ist die Freiheit weg.

Die kritischen Vorbehalte gegen das grosse Unternehmen Bergiers, wie sie oben formuliert wurden, betreffen somit die deutsche Übersetzung stärker als das Original. Bergiers Buch, dem man sich als Strukturgeschichte der alten Eidgenossenschaft eine breite deutsche Leserschaft wünscht, hätte eine Übersetzung verdient, die auch die Offenheit eines französischen Essays ins Deutsche mitübertragen würde. Tell

ist zwar ein multinationaler Mythos, den Sprung über die Sprach- und Diskursgrenzen schafft er aber auch nach 500 (oder gar 700?) Jahren noch immer nicht ganz, ohne zu stolpern. Tell, längst zur Harmlosigkeit verurteilt, leistet weiterhin Widerstand: der Begrifflichkeit von Historikern und Übersetzern. Und deshalb wird man ihn weiterhin erfinden müssen.

Peter Utz

[1] François Bergier, Guillaume Tell, Fayard, Paris 1988. — [2] François Bergier, Wilhelm Tell, Realität und Mythos. Aus dem Französischen von Josef Winiger. List-Verlag, München/Leipzig 1990. — [3] Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft. Herausgegeben durch den historischen Verein der fünf Orte. Walter-Verlag, Olten 1991 (2 Bde.). Vgl. insbesondere den Beitrag von Guy P. Marchal in Bd. 2: Die «Alten Eidgenossen» im Wandel der Zeiten.

Europäische Orientierungen

Zwei Titel mit Fragezeichen rahmen eine Sammlung von Essays ein, die *Herbert Lüthy* an verschiedenen Orten in den letzten 30 Jahren publiziert hat: *«Europa als Zollverein? Eine karolingische Meditation»* im Jahre 1960, und *«Wo liegt Europa? Ein Nachwort nach dreissig Jahren». Die «Zehn Versuche zu den Umtrieben des Zeitgeistes»* sind viel mehr als ein verdienstvoller und leserfreundlicher Reprint von teilweise schwer auffindbaren Texten. Sie belegen in eindrücklicher Weise, was historische Forschung für die Deutung der Gegenwart und für die Orientierung im Hinblick auf die Zukunft zu leisten vermag. Die Frage im Buchtitel provoziert jene Standortbestimmung, die bekanntlich eine Voraussetzung jeder Orientierung ist.

Die auf den ersten Blick ziemlich heterogene Auswahl von Themen entpuppt sich beim näheren Zusehen als Panoptikum mit erstaunlicher Breite und Tiefe. Drei Essays über Ideengeschichte und Kulturkritik, drei über das Fach Geschichte als Bestandteil der Sozialwissenschaften und drei über Knotenpunkte unseres Jahrhunderts, eingerahmt in die wiederholte Frage nach Zielen und Standorten unseres Kontinents.

Wer um einen Entschluss ringt in der Frage des künftigen Wegs der Schweiz im Prozess der Europäischen Gemeinschaft, findet keine rezeptartige Antwort. Trotzdem — und vielleicht gerade deswegen — ist die Lektüre dieser Essaysammlung eine der besten Orientierungshilfen, und das Werk verdient es, im Rahmen der 700-Jahre-Literatur besonders gewürdigt zu werden. Wie im ersten Aufsatz aufgezeigt wird, stand am Anfang der EWG bei den Römer Verträgen nicht das zunehmende Bedürfnis nach Kooperation in der Privatwirtschaft im Zentrum, sondern die Not der kriegswirtschaftlich verstaatlichten Kohle- und Stahlindustrien und die Visionen von geschichts- und machtbewussten Staatsmännern:

«Nicht ‹die Wirtschaft› hat dazu gedrängt, nicht Gebote der wirtschaftlichen Ratio haben sich wundertätig

gegen die Borniertheit von Kirchturmpolitikern durchgesetzt, sondern politische Idealisten, Manager und Grands Commis haben Wirtschaft und wirtschaftliche Ratio zu ihren Werkzeugen gemacht. Der Schumanplan war die politische Lösung eines im nationalen Rahmen unlösbaren politischen Problems — der ‹Entnationalisierung› der Ruhrindustrie — durch die höchst künstliche Herauslösung des ganzen schwerindustriellen Komplexes aus den nationalen Zusammenhängen der Sechs und die Errichtung einer quasi extraterritorialen Hohen Autorität über Kohle und Stahl.» (S. 17)

Die kriegsbedingte Verstrickung von Staat und Wirtschaft einerseits und die Sehnsucht nach Grösse andererseits — keine besonders vertrauenerweckenden Taufpaten eines Projekts . . .

Lüthy rechnet stets mit dem «homo oeconomicus», aber er misstraut ihm auch.

«Badewannenfabrikanten werden nicht dadurch Europäer, dass sie ihre Badewannen in ganz Europa absetzen, und ihre Konsumenten nicht dadurch, dass sie in europäischen Standard-Badewannen baden, selbst wenn sich dabei auch der allgemeine Lebensstandard erhöht. Die Badewannenfabrikanten von 1914, die nach solchen Massstäben vollendet integrierte Europäer und Weltbürger hätten sein müssen, sind deshalb nicht weniger mit geschwellter Brust ins Stahlbad für Gott, Kaiser und Vaterland gestiegen.» (S. 19)

Schon 1960 stellt Lüthy die Frage nach dem «Aussentarif», der Einfügung der neuen Gemeinschaft ins komplexe Gefüge der freien Welt. Er stellt sich als Schweizer, Europäer und Weltbürger die heute besonders berechtigte Frage nach dem Prinzip der Universalität, nach dem Verlust an Weltoffenheit, der allenfalls durch eine vorbehaltlose Öffnung gegenüber der EG eingehandelt würde.

Am weltbürgerlichen offenen, historischen Horizont wird aufgezeigt, dass die EG nicht identisch ist mit Europa und dass Europa-Offenheit noch keine Garantie bietet für die in Zukunft überlebenswichtige Weltoffenheit.

Die Lektüre der beiden Europa-Essays, welche die Klammer der Aufsatzsammlung bilden, führt zu keiner Erleichterung des Entscheids für oder gegen einen EG-Beitritt der Schweiz. Wer Plädoyers «Pro» oder «Contra» sucht, muss sich anderweitig umsehen. Immerhin sind die Hinweise auf Gründe zur Geduld und Skepsis subtil und zahlreich.

«In seiner ganzen massiven Rechtsetzungs- und Durchsetzungskraft ist dieses administrative Generalunternehmen Europa intellektuell, kulturell und moralisch rätselhaft steril geblieben. Es hat — bis zu diesem Herbst 1990 — bisher keine Federalist Papers *hervorgebracht, keine in die Öffentlichkeit getragene Verfassungsdiskussion, keine politisch gestaltende Idee . . .» (S. 248)*

Geschichtliche Reflexion im Stil Lüthys macht weder *«klug für ein andermal»* noch *«weise für immer»*. Sie vermittelt aber wichtige Einblicke und verschafft jenen Überblick, der gute Entscheidungen nicht vorwegnimmt, sondern ermöglicht.

Robert Nef

Herbert Lüthy: Wo liegt Europa? Zehn Versuche zu den Umtrieben des Zeitgeists, Verlag NZZ, Zürich 1991.

Gottsucher im Widerstreit

«Meine raison d'être besteht in der Auseinandersetzung mit dem undefinierbaren Wesen, das man ‹Gott› nennt.»

(C. G. Jung)

Es gab sie schon immer, die Gottsucher, von denen hier einige zu Wort kommen sollen. Sie waren und sind zwar unterschiedlich motiviert. Den einen geht es um die Anerkennung und den Nutzen religiöser Lehren für die Lebenspraxis und damit um die Verwirklichung einer menschenwürdigen Gesellschaft. Sie wollen zeigen, dass sich fundamentale Aussagen der Bibel decken einerseits mit Erkenntnissen der exakten Wissenschaften, andererseits aber auch mit anerkannten sittlichen Normen. Sie möchten mit ihren Überlegungen der heutigen Orientierungskrise entgegentreten und vermehrt die Bildungsschicht und die areligiösen Pragmatiker für die christliche Lehre und zum Bibellesen gewinnen, denn *«die Endabsicht des Bibellesens ist, bessere Menschen zu machen»* (Kant).

Andere «Gottsucher» beschäftigen sich mehr mit erkenntnistheoretischen Problemen. Es geht ihnen um ein verstehendes Deuten des Gottbegriffes, das zur Erhellung der letzten und eigentlichen Geheimnisse der Welt beitragen könnte. Das Rätsel der Schöpfung, die Curiositas, das theoretische Interesse, das sich selbst Zweck ist, treiben sie um. Zu ihnen gehören heute auffällig viele Physiker.

Die Bibel vernünftig deuten?

Ich begann, Antworten zum Verständnis der Welt und zur Gottesfrage zu sammeln und zu vergleichen, nachdem ich *Walter Bodmers* Buch *«Glaube oder Vernunft?»* gelesen hatte[1]. Der Autor versucht in dieser Schrift, biblische Lehren rational zu deuten, um sie denen zugänglich zu machen, die in ihrer Geisteshaltung von der Aufklärung geprägt sind und der rein vernunftmässigen Betrachtung das Primat geben, in der Meinung, die Vernunft allein mache das Wesen des Menschen aus, sie sei als letzte Instanz befähigt, über Wahrheit und Falschheit von Erkenntnissen zu entscheiden, die Welt zu erkennen und uns den rechten Weg zu weisen.

Die Aufklärung übte bekanntlich herbe Kritik am Weltbild des christlichen Offenbarungsglaubens. Walter Bodmer hat es nun unternommen, in vielen Gesprächen mit Theologen und Laien die Aussagen der Heiligen Schrift verstandesmässig zu interpretieren und das, was er für den Realitätsgehalt der Bibel hält, herauszuarbeiten, um damit unsere Bildungsschicht anzusprechen und für eine religiöse Haltung zurückzugewinnen. Er will eine tragfähige geistige Brücke zum Glauben auch für Grenzgänger und Agnostiker bauen, also für solche Menschen, die bisher der Überzeugung waren, das Religiöse, das Göttliche und Übersinnliche sei unerkennbar und damit bedeutungslos.

Hier wäre freilich gleich zu vermerken, dass, nach der Überzeugung anderer, die Bibel nicht allein nach ihrem Rationalitätsgehalt beurteilt und ausgelegt werden darf. Lebenswichtige Botschaften können sich an die Psyche, an unsere Gefühle richten. Sie müssen *«mit den Augen der Seele»* betrachtet werden. *«Bilder sind Mittler zwischen*

Unbewusstem und Bewusstsein, zwischen Denken und Fühlen» (M. Odermatt). Bodmer macht hier eine gewisse Konzession und spricht gelegentlich von einer intuitiven Interpretation.

Er gehört, wie gesagt, zu jenen Autoren, welche den biblischen Dialog aufnehmen, um seine Gesprächspartner für eine christlich fundierte Lebenspraxis zu gewinnen. Ihn beunruhigt, dass wir uns einer Vielzahl unvereinbarer Wert- und Normen-Vorstellungen gegenübersehen, was uns zwar eine grössere Denkfreiheit gibt, uns aber auch verunsichert, uns einen Orientierungsverlust bringt. Diese Situation macht es schwierig, allgemeingültige gesellschaftliche Ziele anzustreben.

Schwierigkeiten mit dem Gottesbegriff

Bereits bei der Einigung auf den Gottesbegriff ergeben sich ernsthafte Schwierigkeiten. Nach der traditionellen Auffassung wird Gott als Person gedacht, wenn auch vielleicht nur symbolisch, als Person, die gütig ist, gerecht, lieb und hilfreich. Dazu passt aber so schlecht, dass dieser, seine Geschöpfe liebende Gott und Weltenlenker, das Böse und das Übel zulässt, den Hunger und die Krankheit. Schon Hiob rang bekanntlich nach einer Klärung dieses Widerspruchs, den die Theologen unter dem Begriff der Theodizee kennen.

Wer diese allzu wahre Wirklichkeit voller Gegensätze nicht leugnen will, stellt fest, dass wir uns in einem — offenbar gottgewollten — polaren Spannungsfeld befinden und dieses dem Willen des Schöpfers und der göttlichen Ordnung logischerweise entspricht, weil doch dem Allmächtigen kein «Fehler» passiert sein kann. Folglich ist dieses unser Dasein zwar unvollkommen, aber in seiner Unvollkommenheit letztlich vollendet. Daran erinnert uns auch der Philosoph und Theologe *Paul Häberlin* immer wieder in seinem Werk, und er fügt hinzu, dass gerade der Kampf gegen die Unvollkommenheit unsere sittliche Anstrengung zur Lebensaufgabe macht.

Es mag hilfreich sein, hier auf einen anderen prominenten Gottsucher hinzuweisen: auf den grossen Mythenkenner *Joseph Campbell*[2]. Er wird in seinem neuesten, vom Artemis Verlag grossartig ausgestatteten Buch befragt von *Bill Moyers,* dem in Amerika bekannten Fernsehjournalisten, der seinen Gesprächspartner — sehr zum Nutzen des Lesers — immer wieder auffordert, in seinen Aussagen noch deutlicher und konkreter zu werden.

Gott, das eigentliche Geheimnis der Welt

Die beiden Gesprächspartner kommen, wie Bodmer auch, auf den Begriff des Unnennbaren zu sprechen, das wir eben Gott nennen. Gott, das letzte und eigentliche Geheimnis der Welt, das jenseits von Namen und Formen besteht und eine Erfahrung dessen ist, was alle Vorstellungen übersteigt, weil doch das Geheimnis des Lebens jenseits allen menschlichen Begreifens ist.

Die Mythologie ist nach Campbell das Feld der Verweisungen auf das, was absolut transzendent ist, was nicht erkannt und benannt werden kann ausser in unseren dürftigen Bemühungen, es in Sprache zu kleiden. Das äusserste Wort in unserer Sprache für das, was transzendent ist, lautet: Gott. Es sei das höchste Ziel, mit seinem Gott vereint zu

sein. Moyers beschliesst das Thema mit einem anderen biblischen Hinweis: Das Reich Gottes sei über der Erde ausgebreitet, und die Menschen sähen es nicht.

Wie Walter Bodmer und andere Autoren beklagt auch der Arzt und Psychotherapeut *Willy Obrist* die zurückgebliebene Menschlichkeit und *«die völlige Orientierungslosigkeit in bezug auf das Sein und das Sollen»*[3]. Wenn diese Orientierungslosigkeit und der Wertzerfall in der westlichen Welt als eine Folge des Abfalls vom Christentum zu werten seien, könne dem kaum widersprochen werden. Also zurück zum Christentum? Ja, jedoch zu einem, das den Mythos nicht ablehnt, sondern anerkennt und einschliesst, weil er das Unanschauliche veranschaulicht und das Symbolische verständlich macht. Das entspreche der Lehre der Tiefenpsychologie. Ein lebendiger Mythos sei wichtig, ja unabdingbar für die psychische Reifung des einzelnen wie auch für die Evolution des Bewusstseins, erklärt Obrist.

Unsere heutige, spannungsreiche, akute, aber heilsame Krise sei zu begreifen als ein Entwicklungsschritt des Bewusstseins: An die Stelle der seit der Steinzeit gültigen dualistischen Weltsicht sei eine unistische getreten, die nicht mehr unterscheide zwischen einer natürlichen und einer übernatürlichen Welt, sondern zwischen einem äusseren und einem inneren, einem materiellen und einem geistigen Aspekt der an sich einheitlichen raumzeitlichen Wirklichkeit. Diese sei zu betrachten unter dem Blickwinkel der Bewusstseins-Evolution, die zur Folge habe, dass heute überall ein Vorantasten zu religiöser Haltung festzustellen sei, während noch vor wenigen Jahrzehnten Religiosität in weiten Teilen der westlichen Welt als etwas Überholtes und Hinterwäldlerisches gegolten habe.

Diesen Entwicklungsschritt des Bewusstwerdens hat Willy Obrist in einem früheren Buch minuziös beschrieben *(«Die Mutation des Bewusstseins»)*. Die alten archaischen, aus der Frühzeit übernommenen Offenbarungsvorstellungen entsprachen einem dunklen metaphysischen, jede mögliche Erfahrung und verstandesmässige Erklärung überschreitenden Weltverständnis. Soweit dieses nicht begriffen und vorhanden ist, könne es heute noch manchen Theologen zu schaffen machen, weil auch die Bibel darauf baut.

Die Bibel tiefenpsychologisch betrachtet

Mit den neuen Erkenntnissen der Tiefenpsychologie wurden diese Schwierigkeiten überwunden, wurde das, was rätselhaft vorkam, fassbar: die Tiefenpsychologie lässt uns die archaischen Offenbarungsvorstellungen begreifen als unbewusst-geistige Wahrnehmungen und Wechselwirkungen in der Welt unserer Vorstellungen und Gefühle. Es sind Bilder, die entstehen in unserem Unbewussten, unserer Seele, unserem Gemüt. Diese Erkenntnis nennt Obrist eine Bewusstseinsmutation.

Summa summarum gehe es bei allem Psychologisieren und Philosophieren um ein Leben im Hier und im Jetzt, also darum, das Leben auf die bestmögliche und menschenwürdigste Art zu vollenden und das zu erreichen, was wir heute Lebensqualität nennen, wobei das Hören auf die innere Stimme, die Meditation, eine wertvolle Hilfe sei.

Obrist kommt in seinem Werk häufig auf den Individuationsweg Jungscher Schule zu sprechen. Er könne eine neue Kultur des Gewissens zustandebringen, was zur Hoffnung berechtige, dass die Kluft zwischen wissenschaftlich-technologischem Können und Menschlichkeit zusehends kleiner werde, und wir mit einer gewissen Zuversicht annehmen dürften, dass sich unsere Probleme schliesslich lösen lassen.

Obrist zitiert den streitbaren und mit ihm geistesverwandten Theologieprofessor *Eugen Drewermann.* Dieser wehrt sich vehement gegen den Rationalismus der Bibelauslegung, wie ihn etwa Walter Bodmer versucht[4]. Die heutige Tiefenpsychologie habe deutlich aufgezeigt, dass die biblischen Wunder, die Visionen, Weissagungen und Gleichnisse lebenswichtige Botschaften der Psyche seien, welche eine transzendente Dimension hätten. Die Bibelstellen, die ein rein verstandesmässiges Begreifen nicht zulassen, könnten nur wirklich erfasst werden, wenn wir auf die heutigen psychoanalytischen Erfahrungen zurückgreifen. Es geht Drewermann darum, *«uns aus dem Ghetto der Verstandeseinseitigkeit herauszuführen».*

Drewermanns Bücher leuchten religiöse Probleme theoretisch aus und bieten gleichzeitig mehr, nämlich eminenten praktischen Nutzen für den Suchenden im menschlichen Alltag. Drewermann veranschaulicht das am Gegensatz von Angst und Vertrauen. *«Besteht ein Mensch nur noch aus Angst, so widerspricht er Gott in seinem ganzen Daseinsaufbau»,* schreibt er. Er nennt das Wunder vom *«Seewandel Petri»* und erinnert daran, dass Wasser symbolisch für alles steht, was im Leben an Haltlosigkeit, Bodenlosigkeit und Abgründiges erinnert. Das Gleichnis nun stelle uns vor die Wahl, entweder nur die Wellen zu sehen oder die Gestalt, die darauf auf uns zuschreitet. Wenn wir uns auf sie konzentrieren, *«werden wir den Schritt wagen ... und das Wagnis eingehen, das Unbegehbare zu begehen, das nie Betretene zu betreten, das scheinbar Abgründige zum Grund zu nehmen — und nicht daran zugrunde zu gehen».*

Adolf Wirz

[1] Walter Bodmer: Glaube oder Vernunft? (Walter Bodmer ist Geschäftsführer der Stiftung für humanwissenschaftliche Grundlagenforschung) Bern/Stuttgart 1990. — [2] Joseph Campbell: Die Kraft der Mythen. Zürich/München 1989. — [3] Willy Obrist: Die Mutation des Bewusstseins. 2., korrigierte Auflage. Bern 1988. Willy Obrist: Neues Bewusstsein und Religiosität. Olten 1988. — [4] Eugen Drewermann: Tiefenpsychologie und Exegese. Olten 1985.

«Das unbekannte Land»

Ein Buch über die Zeit

Das *«unbekannte Land»,* für das uns *Klaus Müller* neue Blicke öffnet, ist die Zeit[1]. Seinem Buch liegt das Bestreben zugrunde, in gewissem Sinne eine Landkarte des *Oikos* (Hauses) der Zeit aufzuzeigen, in der sie nicht als Kon-

strukt der wissenschaftlichen Rationalität, sondern als Phänomen der erlebten Wirklichkeit erscheint. Als solches ist sie gebrochen in die Zeitmodi Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Müller will eine Orientierungshilfe geben für alle, die einen Weg suchen, der über den *«logisch-instrumentellen Komplex»* der Wissenschaft und Technik hinausführt. Er sieht in der Gebrochenheit der Zeit in die Zeitmodi und in ihren vielfältigen Verschränkungen die Legitimation einer solchen Suche; denn in dieser Gebrochenheit liegt nicht nur die Möglichkeit, sondern die Denk-Notwendigkeit anderen Erfahrungen als nur derjenigen des Wissens im Sinne der traditionellen Naturwissenschaft.

Müller ist Professor für theoretische Physik. Sein Spezialgebiet ist die Quantenphysik. Von hier aus gewinnt er auch den Zugang zu anderen Dimensionen der Wirklichkeit als zu derjenigen der traditionellen Naturwissenschaft, die auf dem experimentellen Beweis, d.h. auf der mechanischen Wiederholbarkeit aufbaut und somit die Zeit nur als wiederholbare Zeit *«wahr-nimmt»*. In der Quantenphysik ist der Beobachter immer «dabei», weil in ihr deutlich wird, dass er durch die Messung das Resultat selber mitgestaltet. Sie kann daher auch nicht vom Zeitpunkt der Messung abstrahieren. Auf diese Weise wird die Quantenphysik für Müller die Nahtstelle zwischen der mechanischen Zeit im Sinne der *«ewigen Gegenwart»* des Wiederholbaren, und der gebrochenen Zeit, in der der Wissenschafter jetzt zu erfassen versucht, was war, ist und sein wird, in der er also alles aus seiner (einmaligen) Gegenwart heraus beurteilt.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, generell zwischen den *Zeitmodi* als Objekt des Beobachters und dem *Erscheinen der Zeitmodi* als Beobachtungszeit zu unterscheiden.

Die dabei entstehenden Modikombinationen oder -verschränkungen lassen sich dann verschiedenen Realitätserfahrungen, insbesondere dem (wissenschaftlichen) Wissen, der Kunst und dem Glauben zuordnen. So wird deutlich, dass «Wissen» (im Sinne von Wissenschaft und Technik) nur eine der möglichen Wirklichkeiten ist, denn sie baut auf eine ganz bestimmte Zeiterfahrung auf, der andere Wirklichkeiten mit einer anderen Zeiterfahrung gegenüberstehen.

Müller sieht, wie heute die Wirklichkeit in gefährlicher Weise reduziert wird, weil sich der *«logisch-instrumentelle Komplex»* wie ein grosser, von aussen nicht zu bremsender Tanker durch die vielfältige, ganzheitliche Landschaft unserer Wahrnehmungen schiebt, sie auf die Seite drängt und vernichtet, so dass, wenn dieser «Tanker» Schiffbruch erleidet, die Existenz der Welt schlechthin gefährdet wird. Will man ihn bremsen, damit man sich nicht dem immer grösseren Risiko des Schiffbruchs aussetzt, muss der Mensch die Möglichkeit gewinnen, von innen her, vom Steuermann aus, die Fahrt des Tankers soweit zu verlangsamen, dass man bei der Fahrt die Strukturen der ganzen Wirklichkeit nicht aus dem Auge verliert. Dazu gehört aber zuerst, dass man sie sich, soweit man sie schon aus den Augen verloren hat, wieder neu verdeutlicht, indem man sich der *«Fülle der Zeit»* — ihrer Brechungen und Verschränkungen — bewusst wird.

Das Buch von Müller ist keine leichte Lektüre. Es ist auch nicht aus einem Guss geschrieben, sondern ist das Ergebnis des Zusammenwachsens verschiedener Aufsätze, die hintereinan-

der entstanden sind. Demjenigen aber, der sich ernsthaft mit der Frage unserer Zeit beschäftigen will, vermittelt er wichtige neue Erkenntnisse, die ihn gleichzeitig legitimieren *und* verpflichten, der Reduktion der Welt auf die technisch-wissenschaftliche Erfahrbarkeit Widerstand zu leisten.

Diese Erkenntnisse können so dem Menschen eine Wirklichkeit bewahren, die nicht nur durch diese Reduktion in ihrer faktischen Existenz bedroht wird, sondern auch den Menschen in unmenschlicher Weise auf das technische Experiment reduziert. Der Versuch, das *«unbekannte Land»* der Zeit auch und gerade als Wissenschaftler zu durchdringen, wie es Müller tut, kann wesentlich dazu beitragen, dass, wie es am Schluss des Buches heisst, das grösste Potential der Menschheitsgeschichte, die Naturwissenschaft, ihrer ursprünglichen humanen Verpflichtung treu bleibt.

Hans Ch. Binswanger

[1] Klaus Müller, Das unbekannte Land. Radius Verlag, Stuttgart 1987.

Hinweise

Das Fiktive und das Imaginäre

Hat schöne Literatur ausgespielt? Sie hat bis zum Auftauchen neuer Medien viele Funktionen erfüllt, die nun — von der Unterhaltung über die Information und Dokumentation bis zur blossen Zerstreuung — von andern Kommunikationsformen besetzt sind. Dennoch scheint sie resistent zu sein, vermöge einer formbaren Bildhaftigkeit, die keine Konstanten kennt, sondern «im Umprägen des je Ausgeprägten» in Sprache und Schrift gegenwärtig macht, was ohne sie unzugänglich bleibt. *Wolfgang Iser,* Literaturwissenschaftler in Konstanz, legt in einer grossen Studie «Das Fiktive und das Imaginäre» Perspektiven einer literarischen Anthropologie vor, die von konkreten Beispielen wie der Renaissancebukolik (Ekloge, Schäferroman) ausgeht, von da aber weiterschreitet zu philosophisch-systematischer Untersuchung. Die «Inszenierung der Literatur» erscheint ihm im Verlauf dieser Erörterungen als anthropologische Kategorie und *«veranschaulicht die ungeheure Plastizität des Menschen, der gerade deshalb, weil er keine bestimmte Natur zu haben scheint, sich zu einer unvordenklichen Gestaltenfülle seiner kulturellen Prägung zu vervielfältigen vermag».* Von einem Ende des Buchzeitalters, wie es auch schon prophezeit worden ist, kann schon darum nicht die Rede sein, weil das «Als-ob» literarischer Fiktion eine dem Menschen inne-

Wirtschaftsprüfung, Wirtschaftsberatung
Wirtschaftsinformation

ATAG ERNST & YOUNG
4002 Basel, Aeschengraben 9, 061 286 86 86

wohnende Fähigkeit ist, *«im Spiegel seiner Möglichkeiten immer anders zu sein»*. Wolfgang Iser definiert «Akte des Fingierens», beschreibt Paradigmen literarischer Fiktionalität und konfrontiert mit solchen des philosophischen Diskurses *(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991).*

Spectaculum 51

In der Reihe der «modernen Theaterstücke», die der *Suhrkamp Verlag in Frankfurt* herausgibt, ist 1991 ein neuer Band, der 51., erschienen. Er enthält Stücke von Herbert Achternbusch («Auf verlorenem Posten»), Peter Handke («Das Spiel vom Fragen oder Die Reise zum Sonoren Land»), Bernard-Marie Koltès («Rückkehr in die Wüste»), Elfriede Müller («Glas»), Lukas B. Suter («Insel mit Schiffbrüchigen») und Peter Turrini («Die Minderleister»). Wie üblich werden im Anhang «Materialien» zu den einzelnen Stükken geliefert, Texte von Dramaturgen und Kritikern.

Peter Suhrkamp

Zum 100. Geburtstag des Verlegers am 28. März 1991 ist eine überarbeitete, erweiterte und teilweise neu bebilderte Fassung der Taschenbuchausgabe von 1975 erschienen, als Hardcover nun, mit Texten von Theodor W. Adorno, Max Frisch, Hermann Hesse, Hans Erich Nossack, Martin Walser und anderen. Das Buch ist eine Art Quellenwerk zur Biographie einer grossen Verlegerpersönlichkeit, eines Menschen, der von Personenkult nie etwas wissen wollte und dessen Bild deshalb ganz hinter seiner Arbeit, seiner Leistung versteckt ist. Aus dem Mosaik von Selbstzeugnissen, Bildern und Dokumenten, das *Siegfried Unseld* unter Mitwirkung von *Helene Ritzerfeld* zusammengefügt hat, tritt die Gestalt Peter Suhrkamps deutlicher hervor, von dem Max Frisch sagte, man habe (als Autor) zu ihm gehört, aber wer er selbst war, habe man nie gewusst. Frisch bezeugt, er habe ihn geliebt, und Hermann Hesse überschrieb sein Gedenkblatt schlicht mit «Freund Peter» *(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main).*

Konrad von Megenberg: Buch der Natur

Eine neuhochdeutsche Version dieses von *Gerhard E. Sollbach* übersetzten und eingeleiteten naturkundlichen Lehrbuchs aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist illustriert mit Holzschnitten aus einem Augsburger Druck von 1482, im *Insel Verlag, Frankfurt am Main,* erschienen. Verfasser ist *Konrad von Megenberg,* ein Kanonikus aus Regensburg. Es ist die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache, als naturwissenschaftliches Lehrbuch im Spätmittelalter von grosser Bedeutung, weil durch Konrads anschauliche Beschreibung der Tiere und Pflanzen erstmals die des Lateins nicht kundigen Laien Zugang zur wissenschaftlichen Naturlehre erhielten. Gleichsam im Anhang, nachdem über Tiere, Bäume, Kräuter, Steine und Edelmetalle gehandelt worden ist, enthält das Büchlein auch einen Abschnitt über *«wunderliche Quellen und merkwürdige Menschen»,* der besonders drastisch vor Augen führt, wie phantastisch das Weltbild vor den grossen Entdeckungen gewesen sein muss. Von Menschen ohne Kopf ist da unter anderem die Rede, die ihre Augen an den Achseln

haben und statt des Mundes und der Nase zwei Löcher in der Brust, aber auch von einem Land, in welchem *«über die Massen schöne Frauen»* leben, in Indien nämlich, *«aber sie haben schreckliche Zähne wie Hunde und sind am ganzen Körper weiss wie Schnee».*

Glenn Gould — eine Biographie

Wenn hierzulande eine Musiker-Biographie zu schreiben ist, anvertraut der Verlag oder die Stiftung, die das Andenken des Künstlers auf diese Weise mehren möchte, die Aufgabe einem Fachmann an, einem Musikschriftsteller jedenfalls, wenn möglich einem Musikwissenschaftler und Spezialisten. *Otto Friedrich,* dessen in Amerika seit 1989 vorliegende Biographie des Pianisten Glenn Gould in erster Auflage nun auch in deutscher Sprache *(Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg)* erschienen ist, hat andere Qualifikationen. Er ist Autor zahlreicher Sachbücher, ein hervorragender Journalist, und als der Vollstrecker des letzten Willens von Gould eine Literaturagentin kontaktierte, damit ein geeigneter Verfasser für die Biographie gefunden werde, richtete man alsbald das Augenmerk auf Friedrich. Anlässlich eines Essens, zu dem ihn der Rechtsanwalt und seine Mitarbeiter einluden, wurden ein Vertrag entworfen und bestimmte Grundregeln für die geplante Biographie festgelegt. Dann bekam der gewählte Autor Zugang zu allen Dokumenten, ferner eine lange Liste von Kontaktpersonen. Das weitere war Handwerk. Den Mythos, die «Kunstmaschine» Gould kennt der Leser deutscher Literatur, auch wenn er Goulds Einspielung der Goldberg-Variationen nicht kennen sollte, aus Thomas Bernhards Roman *«Der Untergeher».* Aber aus Otto Friedrichs Biographie wird er erst eine hervorragend recherchierte, glänzend geschriebene und reich durch Zeugnisse von Freunden und Bekannten des Künstlers abgestützte Darstellung des Phänomens Gould erfahren. Der Drang nach dem Absoluten, die Besessenheit von einer Perfektionsvorstellung, die alles übertrifft, haben Glenn Gould, der mit 23 Jahren als Superstar der Konzerpianisten galt, dazu gebracht, mit 32 Jahren den Konzertsälen fernzubleiben und nur noch im Studio Aufnahmen zu produzieren. Das Tonstudio war fortan bis zu seinem Tod seine Werkstatt. Ein Exzentriker war er, auch in seinen täglichen Gewohnheiten. Otto Friedrich hat eine spannende Lebensgeschichte und ein wohldokumentiertes Buch geschrieben.